

Wöchentliche Beilage zur E-Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 18. 1897.

Auf der „Kolumbia“.

Eine Seegeschichte von **S. Rosenthal-Bonin.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ich kann nicht sagen, daß ich die Befreiung von dem Kapitän als eine Erleichterung empfand. Einer von uns Todesgenossen hatte ausgelitten. Das war mein Gedanke. Ich begab mich an meinen Platz und schwenkte mechanisch die Stange mit dem Rode.

Die junge Dame erwachte, sie richtete sich ein wenig auf und schaute auf mich und dann auf den Kapitän. Sie ließ den Blick scharfer auf dessen seltsam verkrümmter Lage haften und sah mich dann wie fragend an.

„Er ist todt!“ flüsterte ich.

Sie stieß einen leisen Laut aus, ein Schauer überlief sie, und sie schloß die Augen wieder. Ich schwenkte die Fahne immerfort.

Die Sonne hatte den Zenith längst überschritten, sie stand schon sehr schräg und warf röthlich-warme Strahlen auf das Meer, sie umhauchte uns mit geisterhaft röthlich-warmem, zartem Schein. Blötzlich hörte ich etwas, es klang wie ein Schuß, ich wandte mich rückwärts, weißer Rauch lag über dem Wasser, es quoll und wirbelte, ein rother Strahl und noch ein Schußschall schlug an mein Ohr.

Ich sah genauer, und unfern von unserem Boote fuhr, umstrahlt vom abendlichen Sonnenschein, ein großes Schiff, ein funkelnder Dampfer, der mächtig aus dem Wasser stand. Das konnte keine Sinnestäuschung sein. Wir waren entdeckt, gefunden und gerettet!

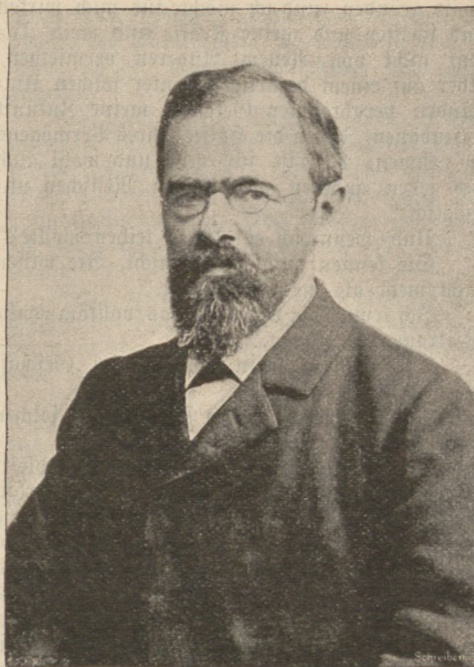
Der Dampfer stoppte, ich hörte den Rauchsischen. Er ließ ein Boot herab, ich hörte die Rollen fnarren, eine Musik, die wie das Singen von Engelstimmen klang, Paradiesestöne; ich sah Ruder in das Wasser tauchen und die Meeresfluth wie Rosenschäum von diesen abtropfen. Das Boot schoß auf uns zu — jetzt war es bei uns.

Ein Matrose in weißer Jacke, die blaue Mütze auf dem Kopfe, warf mir ein Seil zu, ich befestigte es am Boote; noch nie in meinem Leben habe ich so schnell einen Knoten geschlungen, noch nie wohl einen so fest gezogen. Dann setzten die Ruder des gekommenen Bootes ein, und schnell glitten wir dem Dampfer zu.

Dort empfing uns der Kapitän, auf der untersten Treppe stehend. Er reichte mir die Hand und zog mich hinauf, dann hoben die Matrosen das Mädchen empor, es schien bewusstlos. Mit dem Kapitän nahm ich die

Willenlose in Empfang, und hinter uns Stehende beförderten sie weiter nach oben. Darauf sah ich noch unser Boot mit dem Körper des Kapitäns in die Höhe zum Deck winden, das Rettungsboot folgen, und als ich den ersten Fuß auf Deck gesetzt hatte, ertönte das englische Kommandowort: „Vorwärts!“ Die Maschine fing an zu stampfen, das Wasser brauste, und der Dampfer setzte seine Fahrt fort.

„Sie befinden sich an Bord von Ihrer Majestät Schulschiff „Baco v. Verulam“, und



Professor R. P. G. Vinde. (S. 140)

es freut mich, Sie gefunden zu haben,“ sprach mich der Kapitän freundlich an. „Erquickend und erholen Sie sich, und dann lassen Sie uns wissen, wie Sie in diese Lage gekommen sind.“

Er gab einem Steward ein Zeichen, und dieser führte mich in einen Raum, wo ich ein großes Glas Milch erhielt. Dann stieg ich in ein warmes Bad. Das war eine Erfrischung! Ich hatte eine ähnliche noch nie in meinem Leben empfunden und habe eine solche auch später nie wieder genossen. Darauf fühlte ich mich kräftig genug, dem Kapitän Auskunft zu geben.

Welch' ein herrliches Gefühl das war, auf

geradem, festem Boden zu schreiten, das Geräusch der arbeitenden Maschinen zu vernehmen, den Rauch der Schornsteine über sich ziehen zu sehen und zu wissen, daß man einem bestimmten Ziele sich näherte, dazu die Gesichter ruhiger, theilnahmsvoller, sauber gekleideter Menschen zu sehen! Mir war zu Muth, als ob ich mich plötzlich gar nicht mehr auf dem Ozean, sondern auf dem Festlande — mitten in New-York oder London — befände.

„Man hat die Dame in der Krankenkabine untergebracht. Der Arzt ist bei ihr, sie ist zu sich gekommen, sie ist mit Milch gelabt und davon verständig worden, wo sie sich befindet.“

Mit diesem Troste empfing mich der Kapitän; dann wurde über meine Erlebnisse ein Protokoll aufgenommen, unsere Personalien notirt. Die meinen, Sigmund Mulder, Ingenieur aus New-York, waren klar. Von denen meiner Schicksalsgefährten wußte ich nicht weiter, als was ich in dem Loggbuch der „Kolumbia“ gelesen hatte.

„Das Schiff kommt von Cuba und geht nach London,“ unterrichtete mich der Kapitän. „In acht Tagen werden wir in der Themse sein. Der Tod des Kapitäns der „Kolumbia“ ist von unserem Arzte konstatiert worden. Sie werden auch von ihm noch über diesen Fall vernommen werden. Die Bestattung findet heute Abend statt, und nach dem Gesetz müssen Sie und auch die Dame, wenn sie dazu im Stande ist, dabei zugegen sein. Vertreiben Sie sich die Zeit auf dem „Baco“ so gut Sie können, wenn Sie Wünsche haben, bitte ich, sie mich wissen zu lassen.“

So schloß der Kapitän, und damit waren alle Formalitäten beendet und ich geretteter Passagier unter englischem Schutz auf englischem Boden.

Am Abend wurde die Leiche des Kapitäns unter den Ehren, die seinem Range zufamen, dem Wasser übergeben. Die Sonne leuchtete dazu in ihrem freundlichsten, mildesten und sanftesten Scheine, schimmernde Rosensluth schloß sich über dem hinabgelassenen Brett, und begleitet von dieser lieblich heiteren Naturfeier sanken die Ueberreste dieses unfriedlichen Menschen in die Tiefe.

„Möge des Himmels Thor seiner Seele sich öffnen,“ betete der Kapitän.

„Möge sie dort Eingang finden!“ Diesen Wunsch gab ich dem Kapitän, der mir so manche schwere Stunde bereitet hatte, mit in sein Seemannsgrab.

Die Maschine setzte ein, und das Schiff

verfolgte wieder seinen Lauf. Fräulein Linda Bartholdi hatte nicht an der Bestattung theilgenommen. Der Arzt überhob sie der Erfüllung dieser Vorschrift.

Unter der auszeichneten und sachgemäßen Pflege, die ihr auf dem Dampfer zu Theil wurde, erholte Linda sich außerordentlich schnell. Wir hatten fast immer schönes Wetter, dennoch bekam ich meine Schicksalsgenossin während unseres Aufenthaltes auf dem „Baco“ sehr wenig zu Gesicht.

War es, wie es mir manchmal vorkam, daß sie absichtlich ein Zusammentreffen mit mir vermied, lag der Grund darin, daß, wie mir mitgetheilt ward, die Refonvaleszentin, weil sie eben erst vom Typhus erstanden war, ziemlich streng isolirt wurde? Genug, ich sah die junge Dame fast nur aus der Ferne und wechselte während der achtägigen Fahrt kaum ein Duzend Worte mit ihr.

Die Reise auf diesem prächtigen Schiffe kam mir wie eine Spazierfahrt vor, sie verlief mit militärischer Pünktlichkeit; zur programmäßig festgesetzten Zeit liefen wir in den Kanal ein. Kanonenschüsse von Ramsgate begrüßten uns, wir erwiderten sie donnernd, bald nahm die Themse mit ihrem stillen, grauen Wasser uns auf, und kurze Zeit später ankeren wir in Greenwich. Die Formalitäten unserer Ausschiffung waren bald erledigt, und eine Stunde später saßen wir in dem Zuge, der uns nach London führte.

Linda Bartholdi benahm sich sehr still und in sich gefehrt. Es war wohl die Fülle der Erlebnisse, welche an ihrem Geiste vorüberzog, und das überwältigende Gefühl, nun auf festem Lande und nach so wunderbaren, schweren Schicksalen gerettet und geborgen zu sein, was sie so schweigsam machte. Ich begriff diese innere Einskehr wohl und ehrte diese dadurch, daß ich meine Begleiterin völlig ungestört ihren Gedanken überließ.

So saßen wir schweigend im Zuge nebeneinander und sahen auf das schon sich herblich färbende Land hinaus. Wir näherten uns der Miesenstadt, wir mußten gleich auf dem Bahnhof Charing-Cross sein.

„Wo werden Sie in London absteigen?“ frug ich daher.

„Ich bin in London ganz fremd und weiß gar nicht Bescheid. Werden Sie in einem Hotel absteigen?“ klang es zurück.

„Ich werde im Hotel Bristol mich einlogiren,“ antwortete ich.

„Dann werde ich auch Wohnung dort nehmen,“ kam es leise von den Lippen der Dame.

* * *

Wir waren schon zwei Tage in London in dem gleichen Hotel, und Linda Bartholdi hatte ich während dieser Zeit noch nicht gesehen.

Ich machte mir über diese Zurückhaltung schon allerlei Gedanken und schaute, recht vereinsamt mich fühlend, auf die sich entlaubenden Bäume unten in den Anlagen.

Ein Klopfen an der Thür entriß mich meinem Brüten. Der Kellner erschien, er brachte mir ein Briefchen. Es zeigte eine gewandte, flüssige, feste Handschrift und war, wie mir die Unterschrift zeigte, von meiner Schicksalsgenossin. In dem Billet stand:

„Geehrter Herr. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie ein halbes Stündchen Zeit zu einer kurzen Unterredung für mich hätten. Ich werde in einer halben Stunde Sie auf dem ersten Bank rechts unter unseren Fenstern im Hyde-park treffen. Linda Bartholdi.“

Ich kleidete mich an und begab mich sogleich hinunter zu dem bezeichneten Zusammenkunftsort.

Die junge Dame saß schon dort in elegantem

Promenadenkostüm, jedoch tief verschleiert. Sie stand auf, als ich kam, gab mir die Hand und lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Herr Mulder,“ begann sie darauf, „ich habe in einer unerhörten Lage, im Augenblick der höchsten Erregung und Angesichts eines gewissen Todes mich benommen, wie ich es als Weib nicht verantworten kann. Halten Sie jene Worte meiner damaligen Lage zu Gute.“

„Bereuen Sie dieselben?“ frug ich.

Sie sah vor sich nieder und antwortete auf diese Frage nicht. „Ich danke Ihnen mein Leben,“ fuhr sie fort, „und ich betrachte es als einen kleinen Theil der Erkenntlichkeit, wenn ich mit Ihnen theile, was Sie an irdischen Gütern mir gerettet haben. Das gebührt Ihnen, das gehört Ihnen. Jenes Paket, das wir vor dem Kapitän geborgen, befindet sich in meiner Reisetasche, ich habe es sogleich dort sorgfältig verwahrt, nicht allein für mich, denn ich sah es sofort auch als Ihr Eigenthum an. Würden Sie mich so tief kränken — ich habe erfahren, Sie sind ohne Vermögen — diesen Antheil zurückzuweisen?“

„Ich muß Ihnen diesen Schmerz machen, denn es liegt nicht in meinem Charakter, derartige Geschenke und dazu solch' eines von einer Dame anzunehmen.“

„Ich habe Ihnen ja erklärt, daß die Hälfte dieser Summe mindestens, nach jedem unparteiischen Richterspruch, Ihnen gehört; ohne ihr Dazwischentreten würde ich längst gestorben und das ganze Geld verloren sein. Ich mache Ihnen daher gar kein Geschenk.“

„Das ist Ihre Anschauung, Fräulein Linda. Ich kann mich dieser aber nicht fügen. Es ist wahr, ich bin arm, bin völlig zurückgeworfen und muß von vorn wieder anfangen — ich brauche Kapital, ohne solches kann ich kein Geschäft gründen, und ich möchte für mich wirken und schaffen und meine Kräfte und mein Talent nicht von Neuem Anderen vermieten. Aber auf einem derartigen, unter solchen Umständen verabreichten Geschenk meine Zukunft aufzubauen, Ihnen die Hälfte Ihres Vermögens zu nehmen, das ist für mich und wohl auch für jeden anderen anständigen Menschen unmöglich.“

„Und wenn ich es Ihnen leihen wollte?“

„Sie kennen mich ja gar nicht, Sie wissen nicht mehr als meinen Namen.“

„Ich kenne Sie und habe das vollkommenste Vertrauen zu Ihnen.“

„Sie wollten mein Partner im Geschäft werden?“

„Ich möchte das, wenn Sie mich als solchen annehmen.“

Es entstand eine lange Pause in dieser Unterhaltung, der Wind rauschte in den herbstlichen Bäumen, und von der Straße her klang das Rollen der Wagen, das Traben der Pferde und, mit einzelnen grellen Stimmen vermischt, das Klatschen und Brausen des Großstadtlärms. Es erinnerte an das Meer, in welchem wir, hier gleichsam auf einer einsamen Insel weiland, von der Brandung des Lebens umtost wurden. Diese Vorstellung mußte auch der Dame sich aufgedrängt haben.

„Sollten wir, die das Schicksal auf so merkwürdige und wunderbare Weise zusammengeführt hat, Jedes allein und für sich in den Ozean des Lebens sich wieder stürzen?“ frug sie leise.

„Nein,“ sprach ich, „das sollte nicht sein — jedoch nach dem, was in jener verhängnißvollen Stunde Ihre Seele offenbart hat, wäre jenes Geschäftsverhältnis eigenthümlich. Sie wären ein zu — sagen wir — vorurtheilsfreier Compagnon, Sie schenken mir zu viel Vertrauen. Sie ließen eine Frage, die ich vorhin stellte, unbeantwortet: Bereuen Sie, was Sie damals kundthaten, war es nicht ein Fieber

der Seele, eine krankhafte Gemüthsstimmung, eine Vorstellung, ein Gefühl, hervorgerufen von einer nie wiederkommenden Lebenslage, das Ihnen jene Worte in den Mund legte?“

Wieder entstand eine lange Pause, während welcher uns dürrer, rothbraune Kastanienblätter zu unseren Füßen umkreisten.

„Nein, das war es nicht,“ klang es fast unhörbar unter dem Schleier.

„Sie denken und fühlen dasselbe jetzt noch, Linda?“

„Ja,“ sprach sie entschieden.

„Nun, weshalb wollen wir uns dann nicht die Hände als Genossen für das Leben reichen, uns helfen, stützen und führen, wie wir es auf dem Brack im Angesicht des Todes thaten? Wir sind ja Beide allein, auch hier in der Welt.“

„Wenn Sie mich lieben?“ kam es zögernd von den Lippen der Dame.

„Wenn das Gefühl, daß ich mit keinem anderen Wesen durch das Leben gehen möchte, als mit Ihnen, Liebe ist — dann liebe ich Sie.“

Sie reichte mir ihre beiden Hände, ich ergriff sie, dann schlug ich ihren Schleier zurück, zog sie an mich und küßte sie vor allen Menschen im Hydepark zu London — und sie fand nichts Anstößiges darin.

So endete mein Abenteuer auf der „Kolumbia“, und damit schließt auch der wahrheitsgetreue, kurze Bericht desselben, den ich niederschrieb, so gut als ich vermochte.

E n d e .

Die gelbe Majestät.

Roman von Woldemar Urban.

1. (Nachdruck verboten)

„Räthchen!“

„Kießt Du mich, Mutter?“

„Ja, Räthchen,“ erwiderte die alte Frau Hartung. „Komme 'mal hierher und halte mir das Garn. Daß wir jemals in den Besitz einer Garwinde gelangen könnten, scheint nicht im Rathe der Götter beschlossen zu sein. Nun, Geduld; wir müssen uns eben in dieser Hinsicht behelfen, wie wir das in Bezug auf so vieles Andere auch thun müssen. Ja, wie Dein seliger Vater noch lebte, da war das anders. Der schaffte für Alles Rath.“

„Sagst Du doch das gerade in einem Tone, Mutter, als ob Du mir einen Vorwurf machen wolltest,“ rief ein junger Mann, der an einem Seitentische über Zeichnungen von Maschinen und Maschinentheilen, kleinen Holz- und Thonmodellen und dergleichen gebeugt saß.

„Ich Dir einen Vorwurf machen, Georg? Gott behüte mich davor. Kannst Du wirklich glauben, daß ich Dir einen Vorwurf daraus machen möchte, daß es bei uns knapp hergeht?“

Der junge Mann wandte sich ohne Antwort wieder seiner Arbeit zu.

„Nur kann ich nicht begreifen,“ fuhr die alte Dame in einer eigenthümlich belebten, aufmerksamen, aber nicht unfreundlichen Weise fort, „wie es zum Beispiel Frau Doktor Zehlen fertig bringt, mit ihrer Tochter in so nobler Art zu leben, wie die es faktisch thut. Sie fährt in der Droschke, wo ich nur bei ganz schlechtem Wetter die paar Pfennige für die Pferdebahn spendire; ihre Charlotte geht in modischen Wollstoffen mit dem Federhut, während Räthchen ihren Strohhut vom vorigen Sommer mit zwei alten Seidenbändern neu aufgezupft hat. Sie haben drei große zweifensfrige Stuben nach vorn heraus, und wir wohnen im Hof, drei Treppen hoch. Und doch war ihr Mann nur ein einfacher Landarzt, der weder Vermögen noch Pension seiner Wittwe

hinterlassen hat. Was macht sie nur, daß sie diesen Aufwand bestreiten kann? Georg, was macht sie nur?"

Unwirsch fuhr der junge Mann empor. „Was wird sie weiter machen, Mutter? Schulden wird sie machen.“

„O, mein Gott, Georg, was fährst Du denn dabei so unwillig auf? Was geht es Dich an, wenn andere Leute Schulden machen, oder wenn Frau Doktor Zehlen Schulden macht? Du brauchst sie doch nicht zu bezahlen. Du bist bei der Sache, wie ich hoffe, nicht theilhaftig.“

„Einigermaßen doch, Mutter! Charlotte thut mir leid. Ich sehe für sie nichts Gutes kommen, und das thut mir leid.“

Die alte Dame lächelte fein und wie befriedigt vor sich hin, als ob sie durch diese Aeußerung ihres Sohnes eine schon längst gefaßte Meinung bestätigt fände. Aber das Lächeln verschwand sofort wieder, und mit einer hastigen polternden Aufregung fuhr sie fort: „Ich verstehe Dich nicht, Georg, ich kann Dich wahrhaftig nicht begreifen. Was kümmert Dich Fräulein Zehlen? Weshalb sich aufregen, weil Dir ihre Zukunft nicht ganz gesichert scheint? Wenn Du Dich wegen jeder jungen Dame, deren Zukunft nicht ganz gesichert ist, so aufregen willst, so kommst Du in Deinem ganzen Leben nicht zu Ruhe, und wenn Du tausend Jahre alt wirst. Was geht Dich denn Fräulein Zehlen an?“

Der junge Mann sagte nichts. Seine Mutter verfolgte ihn mit hastigen, aufmerksamen Blicken, wie er unruhig in der traulichen freundlichen Stube auf und ab ging, und bemerkte, wie er bei ihrer Frage roth und verlegen wurde.

„Ich kann Dich wirklich und wahrhaftig nicht begreifen,“ fuhr die alte Dame in ihrer wunderlichen, polternden Weise fort, „was es Dich angeht, wenn andere Leute Schulden machen. Das ist ein für allemal Sache der Betreffenden, und in diesem Falle Sache der Frau Doktor Zehlen und ihrer Gläubiger. Hast Du das begriffen, Georg? Es soll sich Jeder um sich selbst kümmern in der Welt, da hat er gerade genug zu thun. Schulden gehen Dich nur was an, wenn es Deine eigenen Schulden sind, Georg, und ich will hoffen —“

„Mein Gott, was Du für ein Aufheben von der Sache machst, Mutter. Man kümmert sich doch wohl einmal auch um seine Mitmenschen, wenn man sie so genau kennt, wie wir Zehlen kennen. Hast Du mir nicht oft und oft schon gesagt, daß man sich im Leben Liebe und ein warmes Herz für seine Mitmenschen bewahren soll?“

„Georg, ich sage Dir, es ist ein Unterschied zwischen Liebe und Liebe. Oder willst Du das etwa bestreiten?“

„Bestreiten! Was soll ich denn da bestreiten? Die Sache liegt ja auf der Hand.“

Blötzlich rasselte die alte Uhr, die im Zimmer stand und ihrem Aussehen nach ein uraltes Erbstück war, in ihrer geräuschvollen Art los und schlug mit Ach und Krach Sieben, als wollte sie in der griesgrämlichen, polternden Weise des Alters daran mahnen, daß nun schon wieder eine Stunde des schönen Lebens vorbei sei. Georg griff nach Hut und Stock.

„Und wenn Fräulein Charlotte zehnmal —“ wollte seine Mutter ihre schlauen Sondirungen fortsetzen, unterbrach sich aber und fragte kurz und erstaunt: „Du willst noch einmal ausgehen, Georg? Es ist ja schon pechschwarze Nacht.“

„Ich komme bald zurück, Mutter.“

„Wo willst Du hin?“

„Ich — ich muß noch einmal in die Fabrik,“ antwortete Georg etwas verlegen und verließ, hastig grüßend, rasch das Zimmer, damit allen weiteren Fragen ausweichend.

Georg Hartung war Techniker in einer

großen Wollspinnerei, die im Osten der Stadt lag. Aber nicht dorthin wandte er seine Schritte, sondern er ging hastig einige Straßen entlang, um nach etwa zehn Minuten vor einem Hause Halt zu machen, an dem ein Thorschild ein Musikinstitut ankündigte. Hartung schaute einige Male prüfend an dem Hause in die Höhe und musterte dessen erleuchtete Fenster, dann ging er langsam davor auf und ab, behielt aber immer den Thorweg, neben dem das Schild hing, im Auge. Nach Verlauf von wenigen Minuten erschien unter dem Thorweg ein junges, etwa achtzehn bis neunzehn Jahre altes Mädchen, oder vielmehr eine junge Dame, die mit vielem Geschmack gekleidet war. Das hübsche frische Gesichtchen mit den großen schüchternen Kinderaugen war gegen die Abendluft durch einen silbergrauen Schleier geschützt. Ihre kleinen zierlichen Ohren waren glühroth, was dem Gesicht etwas Kindliches gab. Sie blieb unter dem Thorweg stehen, sah sich mit den dunkeln lebhaften Augen fast furchtsam um und traute sich offenbar nicht aus dem Hause hinaus. Sofort war Georg Hartung an ihrer Seite.

„Fräulein Charlotte —“ rief er ihr mit etwas gedämpfter Stimme zu.

„Ach, Herr Hartung!“ antwortete die junge Dame freudig und fast lustig. „Wie gut, daß Sie sich meiner erinnern haben. Mein Gott, ich glaube, ich hätte mich zu Tode gefürchtet, wenn ich allein hätte nach Hause gehen müssen. Sie gehen doch ein Stück mit mir?“

„Aber, Fräulein Charlotte, ich bin ja eigens deshalb gekommen.“

„Das ist hübsch, und ich bin Ihnen dafür auch viel Dank schuldig.“

„Warum nicht gar. Sie glauben gar nicht, wie glücklich es mich macht, wenn ich nur neben Ihnen hergehen darf. Wollen Sie mir nicht Ihren Arm geben? Wenn Sie übrigens so ungern des Abends über die Straße gehen, so würde ich die Musikstunden lieber doch ganz aufgeben.“

„Ach Gott, Herr Hartung, Sie sprechen mir ganz aus der Seele. Natürlich würde ich sie am liebsten aufgeben, diese alten einfältigen Klavierstunden. Ich lerne ja doch nichts, und sie sind so langweilig. Aber Mama will durchaus, daß ich musikalisch werden soll. Es ist wirklich ein Jammer!“

„Nun, dieser Jammer wird ja wohl noch auszuhalten sein, und bis auf Weiteres bin ich sehr glücklich, Sie jeden Mittwoch Abend abholen zu dürfen.“

„Wirklich, Herr Hartung?“

Ein leuchtender, freudiger Blick aus ihren Augen begleitete diese Frage und sagte beredter, als ihr Mund es konnte, daß auch sie in diesen harmlosen Abendpromenaden ihre ganze Seligkeit finde.

„Nur habe ich Angst, es könnte mit der Zeit einmal noch mehr Ursache gegeben werden zum Zammern für uns Beide, Fräulein Charlotte.“

Seine Stimme hatte unwillkürlich einen etwas schwereren Ton angenommen, und mit dem feinen Gefühl, das jungen Damen eigen ist, wenn die Rede auf gewisse Gegenstände kommt, merkte Fräulein Zehlen, daß jetzt etwas Wichtiges, etwas für ihre Zukunft Bedeutendes gesprochen werden sollte. So sehr war sie nicht mehr Kind, daß sie nicht begriffen haben sollte, wohin Hartung mit seiner Aeußerung zielte.

„Was meinen Sie, Herr Hartung?“ fragte sie gleichwohl ziemlich unbefangen.

„Ich meine, daß es im Leben noch viel unangenehmere Dinge gibt, als Abends auf der Straße einmal von einem angeheiterten Studio oder einem anderen losen Vogel etwas dreist angerebet zu werden. Es gibt im Leben Gefahren, Fräulein Charlotte, die uns wie giftige

Abendnebel die Seele umziehen, ohne daß wir es merken, die uns Herz und Gemüth umhüllen, fesseln, tödten, so daß wir dann wie hohle Rüffe sind und wie ein Spott der Schöpfung dastehen.“

„O, Herr Hartung. Sie werden doch nicht von mir voraussetzen, daß ich mir so sehr Herz und Gemüth vergiften lassen würde, daß ich dastände wie eine hohle Ruß, mit einer schönen festen Schale und ohne Kern? Und noch dazu, ohne daß ich es merke? Ich werde schon aufpassen, Herr Hartung. Verlassen Sie sich nur auf mich.“

„Ich weiß, daß Sie gut sind, daß Sie ein Engel sind, Fräulein Charlotte, sonst würde ich nicht in dieser Weise mit Ihnen reden. Aber ich habe trotzdem große Sorge um Ihre — um unsere Zukunft.“

Leise und innig drückte er ihren Arm, und er fühlte, wie sie seinen Druck zart erwiderte. Dann sah sie ihn mit ihren harmlosen, vertrauenden Kinderaugen an.

„Was fürchten Sie — Georg?“

So herzlich, so vertraulich und zutraulich kam dies „Georg“ von ihren Lippen, daß es ihn wie ein seliger Schauer überriefelte.

„Ich fürchte, daß Ihre Mutter, Fräulein Charlotte, sich, wenn es einmal so weit sein wird, unserer Verbindung widersetzen wird.“

„Weshalb fürchten Sie das?“

„Sie verzeihen, Fräulein Charlotte, wenn ich von Ihrer Mutter frei und offen, wie ich denke, spreche. Ich empfinde immer eine lebhafte Unruhe, wenn ich bemerke, mit welcher unglücklicher Energie Ihre Mutter an gewissen Aeußerlichkeiten des Lebens festhält, wenn ich bemerke, daß Sie Musikstunden nehmen müssen, eine große Wohnung, kostspielige Lebensgewohnheiten haben müssen, um — um schließlich doch nicht zufrieden zu sein mit dem, was Ihnen bechieden ist. Ich fürchte, Fräulein Charlotte, daß Ihre Mutter mit Ihnen ganz anderen Plänen nachjagt und weit entfernt ist, Ihr Geschick an das eines vielleicht talentirten, aber im Uebrigen doch armen, mit einem Gehalt von fünfzehnhundert Mark angestellten Technikers zu binden, der obendrein noch Mutter und Schwester zu unterstützen hat.“

„Meine Mutter wird sich meinem — unferem Glück gewiß nicht entgegenstellen, Georg,“ antwortete Fräulein Zehlen mit einem gewissen optimistischen Vertrauen, wie es die Jugend nun einmal hat.

„Gewiß wird sie das nicht in böser Absicht thun, aber ich fürchte, daß sie nicht das für unser Glück ansieht, was wir darunter verstehen. Sie wissen nicht, Fräulein Charlotte, wie die Welt mit einem gewissen cynischen Behagen über die ersten Regungen eines reinen jungen Herzens herfällt. Wie ein Blütenfrost fällt Neid, Egoismus, Mißtrauen und kalte Weltflucht über das knospende Glück, bis es verwelkt und vernichtet ist.“

„Sie sehen zu schwarz, Georg. Sie müssen mehr Vertrauen haben zu sich und zu — mir,“ sagte Fräulein Charlotte und schmiegte sich heimlich an den jungen Mann an. Beglückt und wie von einem momentanen Rausch erfasst, sah er ihr einen Augenblick in die großen Augen, die verheißend hinter dem weißlichen Schleier leuchteten. Ein unendliches Glück überströmte ihn in süßen Schauern, und heiß und hastig drückte er einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

„Morgen komme ich zu Deiner Mutter, Charlotte. Bist Du's zufrieden?“

„Ja, Georg,“ hauchte sie glücklich und sprang leichtfüßig durch den kleinen Vorgarten, in dem sie standen, vollends hindurch und zur Hausthür hinein. Hier stand sie erst einen Augenblick still und preßte die kleine Hand auf das stürmisch pochende Herz. Sie war so unfaßbar

Professor K. P. G. Linde.

(Mit Porträt auf Seite 137.)

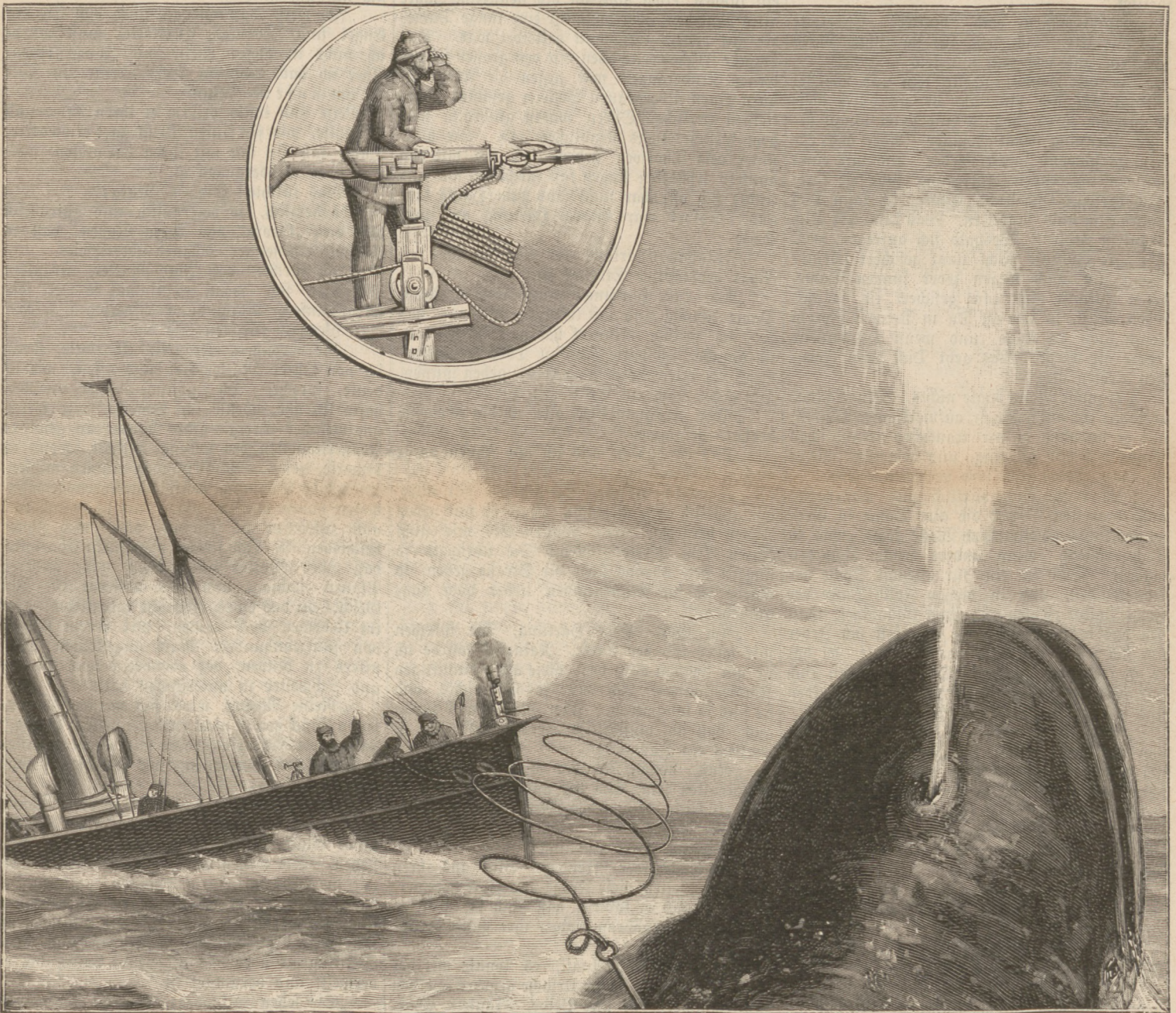
Durch sein neues Verfahren zur Verflüssigung der atmosphärischen Luft hat sich Professor Linde in München in die Reihe der ersten Größen auf einem merkwürdigen Gebiete der physikalischen Forschung gestellt. Karl Paul Gottfried Linde, dessen Porträt wir auf S. 137 bringen, ist am 11. Juni 1842 zu Berndorf in Oberfranken geboren, studirte von 1861 bis 1864 am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich Maschinenbau und bildete sich dann in den Werkstätten und im Zeichenbureau der Vorfig'schen Loko-

motivfabrik zu Berlin praktisch weiter aus. 1868 wurde er außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der theoretischen Maschinenlehre an der Technischen Hochschule in München, verließ jedoch 1879 den Lehrstuhl, um die Direktion der Gesellschaft für Linde's Gismaschinen in Wiesbaden zu übernehmen. Diese Stellung legte Professor Linde 1890 nieder und kehrte 1891 nach München zurück, wo er eine Versuchstation für Kältemaschinen errichtete. Schon 1877 hatten Pictet in Genf und Cailletet in Paris den praktischen Nachweis geliefert, daß es möglich sei, jedes Gas zu verflüssigen, wenn es nur gelingt, eine genügend niedere Temperatur herzustellen. Pro-

glücklich, daß sie glaubte, die Brust könnte ihr zerspringen, wenn sie nicht ihr Glück Jemand mittheilen würde.

Und wem hätte sie ihre Mittheilungen besser machen können, als ihrer Mutter? Sie hörte noch in der stillen Straße den langsam sich entfernenden Tritt des jungen Technikers, dann sprang sie eilig die Treppe hinauf, um die Thränen des Glücks, die ihren hübschen Augen entquollen, in dem Schoß ihrer Mutter zu bergen.

(Fortsetzung folgt.)



Jagd auf Walfische mittelst Dampfer an der norwegischen Küste.

essor Linde aber hat sich nun das hohe Verdienst erworben, einen neuen, einfacheren und billigeren und deswegen zur gewerblichen Durchführung vorzüglich geeigneten Weg zur Herstellung flüssiger Luft entdeckt zu haben, der auch zugleich die Erzeugung von viel größeren Mengen gestattet.

Jagd auf Walfische mittelst Dampfer an der norwegischen Küste.

(Mit Bild.)

Namentlich an der norwegischen Küste, wo man die Jagd auf die verschiedenen Arten der Walthiere noch rege betreibt, verwendet man für diesen Zweck neuerdings fast nur noch kleine eiserne Dampfer,

die eine große Fahrgeschwindigkeit besitzen und von denen aus die Jagd in der auf unserem Bilde dargestellten Weise vor sich geht. Man setzt nicht mehr Boote aus, um die Wale zu harpuniren, sondern im Vordertheil des Dampfers befindet sich eine Kanone (siehe das kleine Rundbild oben), aus der die Harpune geschossen wird. Ihr geschlitzter Schaft steckt im Kanonenlauf und nimmt vorn den Schlußring des aus bestem Hanf gesponnenen Kabels auf, das für Schußweite aufgerollt auf einer Art Konsole unter dem Lauf liegt und dann unten in seiner weiteren Länge über eine Rolle gleitet. Die Spitze der Harpune bildet eine mit Pulver gefüllte Granate, die nach dem Eindringen in den Körper des Walfisches (siehe das Hauptbild) beim Zurückschlagen der beiden großen Widerhaken gesprengt wird. Wenn der Wal nicht gleich todt ist, so schleppt er das Schiff eine

Zeit lang in rasender Eile hinter sich her, wobei dann die Leine an der Harpune bis zu Ende abgelassen und die Maschine des Schiffes gleich stillgestellt wird, um dessen Widerstand zu erhöhen. Ist der Wal endlich todt, so wird sein Körper an einer Seite des Schiffes befestigt und dann an's Land geschafft.

Die Baumblüthe in Werder.

(Mit Bild auf Seite 141.)

Die „Obstkammer Berlins“ sind die ausgedehnten Plantagen bei dem Städtchen Werder an der Havel im Regierungsbezirk Potsdam (siehe die kleine Skizze oben auf unserem Bilde S. 141). Die Erträgnisse ihrer Obstbäume bringen „die Werder'schen“ monatelang hindurch nach Berlin, meist auf Schlepffähnen.



Die Baumblüte in Werder. (S. 140)

Dafür machen ihnen die Berliner zur Zeit der Baumbüthe ihre Gegengewichte. Zumal an Sonntagen werden zahlreiche Extrazüge dorthin veranstaltet, und die Bewohner der Reichshauptstadt kommen in ganzen Schaaren, um die Blütenpracht zu bewundern. Der Anblick ist aber, wie unser Hauptbild gewahren läßt, auch in der That ein herrlicher. Zwischen weiße Kirchgärten schieben sich röhliche Pfirsichalleen, blühende Aprikosen wetteifern mit den Birn- und Pflaumenbäumen, aber am wunderlichsten sind doch die rosig angehauchten Apfelblüthen im Anfang ihrer Entwicklung.

Die Spottmünze.

Erzählung von Valentin Fern.

(Nachdruck verboten.)

Sammler von Raritäten finden sich gern zusammen, um sich gegenseitig ihre Schätze zu zeigen. Ich bin Sammler von literarischen Raritäten, kuriosen alten Büchern und dergleichen, und so machte es sich, daß ich vor Jahren mit einem wackeren alten Herrn, einem pensionirten Justizbeamten, bekannt wurde, der Sammler von Münzen, Gemmen und alten Porzellansachen war. Er besaß einige alte Porzellantassen, Basen und Kokosfiguren, letztere mit defekten Nasen und Ohren, worauf er besonders stolz war, denn „je defekter, je echter!“ sagte er. Seine sieben oder acht Duzend Gemmen waren nicht Originale, sondern gute Lippert'sche Nachbildungen. Ganz echt aber waren seine alten Münzen und Medaillen, deren er einige hundert besaß.

Eines Abends war ich bei ihm. Er zeigte mir seine Münzen und sagte mir, daß davon einige von äußerster Seltenheit seien. Ich bin kein Münzenfundiger und gestatte mir also über seine Behauptungen kein Urtheil.

„Interessant wäre es, wenn man die Geschichte einiger dieser alten vielgewanderten Münzen erforschen könnte,“ sagte ich. „Ich meine nicht die Veranlassung ihrer Prägung, denn die erkennt man ja aus den Umschriften und Emblemen, sondern ihre Schicksale, die sie auf ihren Wanderungen durch die Hände so vieler Besitzer im Laufe der Jahrhunderte gehabt haben. Jede Münze könnte einen Roman erzählen. Es gibt ja auch solche Romane. So schrieb vor hundertdreißig Jahren der Irländer Charles Johnson den Roman: „Chrysal oder die Geschichte einer Guinee“, ein höchst merkwürdiges Sittengemälde, und Doktor Bathurst ungefähr zur nämlichen Zeit die anspruchsloseren „Abenteuer eines halben Penny“. Auch aus neuerer Zeit gibt es ein ähnliches Werk, nämlich die „Memoiren eines spanischen Pfisters“ von der Schriftstellerin Elpis Melena. Lustige Phantasien natürlich! Denn die alten verschliffenen Münzen selbst sind stumm, und es mag ja vielleicht auch recht gut sein, daß sie ihre Geheimnisse uns nicht offenbaren können, die wohl manchmal schauderhaft genug sind.“

Der alte Herr kramte eine alte Silbermünze, etwa von der Größe eines Thalers, hervor. Es war eine sogenannte Spottmünze, geprägt 1629 auf die vergebliche Belagerung Stralfunds durch die Truppen Wallenstein's.

„Von dieser äußerst seltenen Spottmünze weiß ich eine merkwürdige Geschichte zu berichten,“ sagte er. „Bemerken Sie wohl das kleine, feine Loch, von dem sie durchbohrt ist, hier dicht am oberen Rande?“

„Ja, Herr Kanzleirath,“ versetzte ich; „aber ich kann mir nicht denken, zu welchem besonderen Zwecke diese Durchbohrung vorgenommen sein mag.“

„Kann sein, daß irgend ein früherer Besitzer sie hat durchbohren lassen, um sie als Brunkstück in einem hängenden Schaufasten oder in einem Glasschrank mit dünnen Drahtstiften oder mittelst Seidensäden zu befestigen,“ meinte er.

„In der That, das wäre möglich,“ sagte ich zustimmend.

„Wie dem auch sein möge,“ fuhr der Kanzleirath fort, „dies winzige, kaum bemerkbare Loch entschied vor Jahren über das Schicksal eines Menschen.“

„Bitte, erzählen Sie mir doch die Begebenheit!“

Und der alte Herr erzählte Folgendes:

„Es war vor dem dänischen Kriege, der so Vieles verändert hat in der neuen Provinz Schleswig-Holstein. Ich war damals ein Subalternbeamter in der schönen Stadt H. In neuerer Zeit hat H. ja ganz bedeutend an Ausdehnung und Einwohnerzahl zugenommen; einige neue Stadttheile sind fast zauber schnell entstanden. Durch die tolle Bauwuth der Grundstückspekulanten — deren ja manche bei dem großen Krach in den siebziger Jahren elendiglich zu Grunde gingen — sind die Erben des alten Barons v. K. sehr reiche Leute geworden. Ihm gehörte damals draußen vor der alten Vorstadt ein umfangreiches Terrain: ein großer parkähnlicher Garten mit alterthümlichem, bequemem Landhause. Einige nach der Vorstadt zu belegene Parzellen seines Besitzes hatte der Baron übrigens schon bei seinen Lebzeiten verkauft. Es waren darauf mehrere industrielle Etablissements errichtet worden: eine Journierschneidefabrik, eine Packstoffsabrik und auch eine Eisengießerei.“

Der Baron war Wittwer und kinderlos. Man hielt ihn in der Stadt ziemlich allgemein für einen gutmüthigen Sonderling, denn er lebte meist still für sich und war ein Feind der Geselligkeit. Doch sah er zuweilen einige Freunde und Bekannte bei sich, darunter zwei Professoren, sowie seinen Rechtsanwalt und seinen Hausarzt. Er hatte früher mit einer Art von wissenschaftlichem Eifer weite Reisen gemacht und mit Begier mancherlei Naturmerkwürdigkeiten, Raritäten und Antiquitäten gesammelt. Dazu gehörte auch eine Kollektion seltener goldener und silberner Denkmünzen, die er in einem flachen, schön gearbeiteten und polirten Kasten von Mahagoniholz aufbewahrte.

Um seine Neffen und Nichten und anderen Verwandten bekümmerte er sich nicht viel. Doch besuchten sie ihn zuweilen — nach dem Grundsatz wahrscheinlich, daß man einen alten reichen Erbonkel nicht vernachlässigen darf.

Seine Dienerschaft bestand aus einer würdigen älteren Haushälterin, dem Hausmädchen und einer Köchin. Dann hatte er einen Gärtner, der noch einen jungen Menschen beschäftigte, und endlich einen alten vertrauten Diener, der seit langen Jahren bei ihm war und ihn auf allen seinen Reisen begleitet hatte.

Es war zur Winterszeit, am 15. Januar, und am Abend vorher war frischer Schnee gefallen.

Wie gewöhnlich trat Sievers — so hieß der alte vertraute Diener — um neun Uhr Vormittags leise bei seinem Gebieter ein. Der Baron hatte die Eigenheit, spät aufzubleiben und dann in den Tag hinein zu schlafen.

Zu seinem Erstaunen bemerkte Sievers, daß der Baron sich in der Nacht vorher gar nicht zu Bette gelegt hatte, denn er saß auf einem bequemen Lehnstuhl am runden Tische seines im Hochparterre belegenen Schreib- und Studierzimmers, durch welches man gehen mußte, um in sein Schlafzimmer zu gelangen. Eine andere Thür des Schlafzimmers, auf einen Vorplatz führend, wurde in der Regel erst später aufgeschlossen, wenn Herr v. K. aufgestanden war. Die Lampe auf dem Tische — tief heruntergebrannt und schon flackerig — verbreitete einen häßlichen Dunst im Gemach.

Der alte Diener glaubte zuerst, sein Herr sei eingeschlummert, und er räusperte sich, um

ihn zu erwecken. Aber der Baron rührte sich nicht.

„Das ist seltsam!“ murmelte Sievers. „Sollte vielleicht plötzlich ein Schlaganfall ihn betroffen haben?“

In diesem Augenblick verspürte er einen scharfen kalten Luftzug, der von einem Fenster herkam, und jetzt bemerkte er auch, daß ein Rouleau verschoben, theilweise zerrissen und schief hängend, ferner eine Scheibe eingedrückt war. Auf dem Teppich und auf der Fensterbank sah er Spuren von Schnee — unverkennbar Fußspuren.

Erbebend, von Schreck und Grauen erfüllt, trat Sievers zu seinem Herrn und neigte sich über ihn. Da sah er, daß der Baron v. K. ermordet worden war und zwar durch einen furchtbaren Hieb gegen die Schläfe. Die Schädelknochen waren zum Theil zertrümmert. Nichts deutete darauf hin, daß der alte Edelmann sich gewehrt habe. Jedenfalls war er im Schlafe überfallen und erschlagen worden. Der Mörder hatte sich durch's Fenster eingeschlichen und auf demselben Wege wieder entfernt.

Sievers brauchte nur eine halbe Minute, um diese Beobachtungen zu machen. Dann stürzte er geisterbleich zur Thür und erfüllte mit seinem Hilfesgeschrei das Haus.

Sofort liefen die anderen Dienstboten herbei. „Wie konnte ein so gräßliches Verbrechen geschehen?“ murmelte zitternd die Haushälterin. „Wie hat der Mörder sich unbemerkt einschleichen können? Wir haben doch einen so wachsamem Hund im Hause!“

„Der Hund hat einmal in der Nacht geknurr,“ bemerkte die Köchin. „Er beruhigte sich aber sogleich wieder, und so dachte ich an nichts Arges.“

„Es muß Alles hier so bleiben, wie es jetzt ist, bis die Kriminalpolizei in's Haus kommt,“ sagte Sievers. „Niemand rühre etwas an!“

Eiligt wurde die Behörde benachrichtigt. Schon nach einer kleinen Stunde waren Polizisten und höhere Kriminalbeamte zur Stelle. Auch der Hausarzt des Ermordeten und ein Gerichtsarzt kamen in aller Hast an. Einige Neugierige standen draußen. Die Nachricht von dem Morde hatte sich schnell weiter verbreitet.

Es wurde nun Folgendes ermittelt: die beiden Aerzte erklärten, der Baron müsse im Schlummer mit einem stumpfen Instrument, wahrscheinlich einem Hammer, erschlagen worden sein. Nach der Beschaffenheit des Leichnams zu urtheilen, konnte man annehmen, daß die That etwa um Mitternacht geschehen sei.

Der eigene Geldschrank im Zimmer war geöffnet, der Schlüssel steckte im Schloß. Zweifellos hatte der Mörder nach vollbrachter That seinem Opfer den Schlüssel zum Kunstschloß abgenommen und den Schrank geöffnet. Geraubt waren anscheinend keinerlei Wertpapiere, Aktien und dergleichen, deren eine Anzahl unberührt dalag, wohl aber alles bare Geld und auch der, wie Sievers mußte, im Schranke aufbewahrte verschlossene flache Mahagoniholzkasten, welcher die Sammlung von goldenen und silbernen Denkmünzen enthielt.

Die Fußspuren des Mörders, sowohl die, welche er bei seiner Ankunft, als auch die, welche er bei seinem Fortgang draußen im Schnee zurückgelassen, konnte man eine Strecke weit deutlich verfolgen, bis zum breiten Wege, der an der Besichtigung vorbeiführte. Dort verloren sie sich unter vielen anderen Fußspuren, welche meist von den Arbeitern herrührten, die am frühen Morgen nach den Fabriken in der Nachbarschaft gegangen waren. Einige der am besten erkennbaren Fußspuren nahe beim Hause wurden sorgfältig nachgebildet, indem man ihre Form ganz genau in Pappe ausschchnitt.

Der Verlust, den die Erben des Barons durch den Raub erlitten, war im Ganzen nicht

sehr bedeutend und mochte sich, den Werth der Denkmünzen mit eingerechnet, auf einige tausend Mark belaufen.

Trotz angestrebter Bemühungen der Kriminalpolizei gelang es nicht, den Thäter zu entdecken. Von den gestohlenen Denkmünzen kam vorläufig keine zum Vorschein. Man hatte, wie es ja in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, mit Hilfe der erwähnten Freunde des Barons, welche die Sammlung zuweilen gesehen, eine möglichst genaue Beschreibung derselben den Karitätenkrämern und ähnlichen Händlern polizeilich zugehen lassen, nicht nur in der Stadt H. selbst, auch nach auswärts.

Beinahe ein Jahr verfloß. Es war wieder Winter geworden. Da erschien bei einem Trödler in der Severinstraße ein schäbig gekleideter Mann und zeigte einige alte silberne Münzen, die er verkaufen wollte.

Der Trödler kannte den etwa fünfundsiebzigjährigen Mann. Derselbe wohnte in der Nachbarschaft. Es war ein gewisser Christoph Warnecke, ein heruntergekommener, dem Trunke ergebener Tischler. Früher hatte er eine eigene Werkstätte gehabt, aber nicht dabei bestehen können, so daß er in Vermögensverfall und Konkurs gerathen war. Mit seiner Familie, aus Frau und zwei kleinen Kindern bestehend, lebte er seit einigen Jahren in den bedrängtesten Verhältnissen. Aus Verzweiflung darüber hatte er sich dem Trunke ergeben.

Der Händler betrachtete aufmerksam die sechs alten Silbermünzen. Es befand sich darunter auch ein Exemplar der Stralsunder Spottmünze vom Jahre 1629.

Unter einem Vorwand verließ er auf einen Augenblick den Laden und schickte insgeheim nach einem Polizeikommissar. Dann ging er wieder in sein Geschäftslokal und hielt den Tischler durch Feilschen hin.

Der Polizeikommissar erschien. „Was gibt es denn hier?“ fragte er.

„Dieser Mann bietet mir alte Münzen zum Kaufe an. Darunter ist eine seltene Denkmünze, welche, wie ich zu glauben geneigt bin, früher zu der Sammlung des ermordeten Barons v. K. gehört hat. Ich hielt es für meine Pflicht, dies anzuzeigen.“

„Oho!“ rief der Kommissar aufgeregt. „Behält sich die Sache so? Ist es wirklich mit Euch so weit gekommen, Warnecke?“

Der Händler reichte ihm das gedruckte beschreibende Verzeichniß und die alte Spottmünze.

Todtenbleich war der Tischler geworden und begann zu zittern.

„Wie ist diese seltene Münze in Euren Besitz gelangt?“ fragte der Kommissar.

„Ich habe einen alten morschen werthlosen Koffer zerbrochen, der schon meinem Großvater gehörte, so viel ich weiß, denn meine Frau brauchte Holz zum Feueranmachen,“ erklärte Warnecke. „Dabei entdeckte ich zu meinem Erstaunen ein geheimes Fach in einem Seitentheile des Koffers und darin diese alten Münzen, die in halb vermoderte Leinenlappen gewickelt waren.“

„Ihr habt doch hoffentlich den alten Koffer nicht völlig zerbrochen, sondern ihn vorsichtigerweise aufbewahrt? Andernfalls wäre es sehr schlimm für Euch, Warnecke.“

„Das Holz des Koffers ist schon verbrannt. Die Feuerung war so knapp bei uns. Wie konnte ich denn aber auch ahnen —“

„Ich will Euch etwas sagen, Warnecke: ich glaube kein Wort von Euren Lügen! Ihr erscheint mir nach Allem dringend verdächtig, vor elf Monaten den Baron v. K. ermordet und beraubt zu haben. Deshalb verhafte ich Euch! Das Weitere ist Sache des Gerichts.“

Fast betäubt, mit wankenden Knien folgte ihm der Tischler, welcher stammelnd fortwäh-

rend seine Unschuld betheuerte. Aber man glaubte ihm nicht. Er blieb in Haft. Und bald zog sich immer dunkler über seinem Haupte die Wolke des Verderbens zusammen.

Man kann sich denken, wie entsetzlich der Schrecken seiner unglücklichen Frau und der Jammer seiner armen Kinder war. So viel Elend herrschte schon in der Familie — nun kam das Gräßlichste noch hinzu! Wohl sagte die Frau aus, ihr Mann habe in der That einen alten hölzernen Koffer in kleine Stücke zerbrochen und bei der Gelegenheit die Münzen gefunden. Die Holzstücke habe sie verbrannt. Man legte aber auf ihre Aussage kein Gewicht. Denn selbst angenommen, daß die Geschichte von dem zerbrochenen Holzkeffer richtig sein mochte, so konnte man doch muthmaßen, daß Warnecke seiner Frau den angeblichen Münzenfund nur vorgeschwindelt habe.

Man verglich die Form der Stiefelsohlen des Verhafteten mit den damals aus Pappe geschnittenen Nachbildungen der Fußspuren des Mörders und fand sie genau übereinstimmend.

Mehr noch! Die Nachricht von der Entdeckung des Mörders hatte sich rasch in der Stadt verbreitet. Nun meldeten sich Zeugen, welche den Verdächtigen noch mehr belasteten. Es waren Arbeiter und Angestellte der draußen in der Vorstadt befindlichen Fabriken. Sie sagten aus, daß der ihnen bekannte Warnecke zu der Zeit, also damals im Januar, in der Gegend der v. K.'schen Besitzung mehrmals von ihnen bemerkt worden sei. Er habe da umhergelungert und anscheinend spionirt. Darüber befragt, erklärte Warnecke, daß er allerdings zu der Zeit mehrmals draußen gewesen sei, um in der Packstiftfabrik Arbeit zu erlangen. Man habe ihn aber nicht beschäftigen wollen und ihn wiederholt abgewiesen. Seine Aussage erwies sich als richtig, konnte ihn aber nicht entlasten.

Bei einer gründlichen Hausfuchung, die in seiner Wohnung vorgenommen wurde, fand man freilich nicht die goldenen Denkmünzen und das flache Mahagonikästchen, wohl aber unter altem Handwerkszeug einen sehr verdächtig aussehenden rostigen Hammer. Es ließen sich, allerdings nicht mit Sicherheit, Blutflecken daran nachweisen.

Kein Mensch in der Stadt zweifelte nach alledem daran, daß Christoph Warnecke der Mörder des Barons v. K. sei. Ich war damals Registrator beim Kriminalgericht, und alle Akten in dieser Sache gingen durch meine Hände. Auch ich selbst war völlig überzeugt von der Schuld des heruntergekommenen Tischlers und hätte keinen Pfennig für sein Leben gegeben, so sicher schien mir seine Verurtheilung zu sein.

Da trat ein unerwarteter Umstand ein. Der eine von den beiden Professoren, die zu den vertrauten Freunden des Barons gehört hatten, war bisher als Zeuge, einer schweren Erkrankung halber, nicht vernommen worden. Nach seiner Genesung konnte seine Vernehmung endlich stattfinden. Er war als Historiker und auch als Münzenkundiger berühmt.

Der andere Professor, sowie noch einige Herren, welchen die Denkmünzensammlung des Barons bekannt gewesen, hatten ausgesagt, daß von den Münzen des Tischlers nach ihrer Ueberzeugung zweifellos die Stralsunder Spottmünze von 1629 identisch mit derjenigen sei, welche der Baron besaß.

Der gelehrte Münzenkennner aber erklärte nun: „Ich glaube doch nicht, daß dies Exemplar der alten Spottmünze identisch ist mit dem Exemplar des Barons, welches ich derzeit mehrmals sehr genau betrachtet habe. Diese Münze hier ist am oberen Rande durchbohrt; das Exemplar des Barons aber hatte kein solches Bohrloch, dessen bin ich sicher. Es sollte denn sein, daß erst im Verlaufe der Zeit nach dem

Morde das Loch gebohrt worden ist. Ob das geschehen, darüber steht mir kein Urtheil zu.“

Diese bestimmte Aussage mußte wohl den Untersuchungsrichter stutzig machen. Auch ich wurde stutzig. War denn Christoph Warnecke doch vielleicht unschuldig? . . . Aber freilich, es konnte ja möglich sein, daß er selbst mit Vorbedacht die Münze durchbohrt hatte!

Sachverständige wurden berufen und peinlich genaue Untersuchung angestellt. Einige meinten, es könne wohl sein, daß die Durchbohrung erst vor kurzer Zeit stattgefunden habe; doch könnten sie das nicht mit Sicherheit behaupten. Andere aber erklärten mit aller Bestimmtheit, die Durchbohrung der Spottmünze müsse vor sehr langer Zeit, wahrscheinlich sogar vor länger als hundert Jahren geschehen sein.

Durch diesen Meinungszwiespalt wurde die Untersuchung erheblich in die Länge gezogen, und das war ein Glück, denn sonst wäre die Reihe der berühmten Justizmorde wahrscheinlich durch einen neuen entsetzlichen Fall bereichert worden. So aber stand es im Buche des Schicksals geschrieben, daß Christoph Warnecke dem blutigen Verhängniß entrinnen solle.

Aus einer Nachbarstadt lief ein amtliches Schreiben ein, wodurch mitgetheilt wurde, daß der wirkliche Mörder des Barons v. K. ermittelt und auch schon todt sei. Auf dem Sterbebett habe er ein Bekenntniß abgelegt und auch den Ort angegeben, wo er das Mahagonikästchen mit der werthvollen Denkmünzensammlung vergraben habe. Das Kästchen nebst Inhalt sei an dem bezeichneten Orte auch bereits aufgefunden worden.

Derjenige, der im Hospital der Nachbarstadt im Angesichte des Todes in Dual und Gewissensangst dies Bekenntniß abgelegt, hieß August Böhme. Beim Fällen eines Baumes, der auf ihn stürzte, war er so schrecklich verletzt worden, daß keine ärztliche Kunst ihm zu helfen vermochte. Sechs Jahre zuvor war er als Gärtnerbursche bei dem Baron v. K. in Diensten gewesen und wegen schlechter Streiche fortgejagt worden. Seitdem hatte er immer einen Haß gegen seinen früheren Herrn gehegt und endlich den Plan ausgedacht, ihn zu berauben. Er wußte ja genau im Hause Bescheid, und so wurde ihm das Eindringen in dasselbe nicht schwer. Aus Furcht, daß der auf dem Lehnstuhl sitzende und schlummernde Baron erwachen möchte, hatte er ihn mit einem Stockhammer durch einen einzigen kräftigen Hieb erschlagen. Das geraubte bare Geld — einige hundert Thaler — habe er rasch verjubelt, die Denkmünzensammlung aber aus Besorgniß vor Entdeckung nicht zu verkaufen gewagt, sondern den Schatz vergraben.

So war also Warnecke unschuldig an jener Mordthat. Alle gegen ihn aufgetürmten, scheinbar so zutreffenden Beweise zerfielen in nichts. Er hatte unzweifelhaft Recht mit seiner Behauptung, daß er die alten Münzen in seinem eigenen zerbrochenen Holzkeffer aufgefunden; seine Stralsunder Spottmünze von 1629 war mit der des ermordeten Barons v. K. nicht identisch.

Natürlich wurde er sogleich aus der Haft entlassen, in welcher er vier Monate lang geschmachtet hatte. Die Erben des Barons v. K. waren so anständig, dem fälschlich verdächtigten, schwer geprüften Mann eine beträchtliche Summe als Schmerzensgeld auszus zahlen. Die durchbohrte Stralsunder Spottmünze aber kaufte ich ihm ab, und so gelangte dieselbe in meine Sammlung.

Merkwürdig ist es, daß dies furchtbare Erlebnis für Christoph Warnecke zum Heile auslag. Er war wie umgewandelt durch die Leidenszeit, die er durchgemacht hatte. Der Trunksucht verfiel er nicht wieder. Die Summe, welche ihm die Erben des ermordeten Barons

auszahlten, setzte ihn in den Stand, sich wieder selbstständig zu machen. Zur Freude seiner Frau und Kinder schaffte er fortan fleißig und unverdrossen in seinem Handwerk. Es gelang ihm, sich emporzuarbeiten. Vor einigen Jahren erst ist er gestorben und hat seine Familie wohl versorgt zurückgelassen."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine sonderbare Parade. — Im Jahre 1833, kurze Zeit nach Antritt seiner Regierung, unternahm der König Ludwig Philipp von Frankreich eine Reise nach der Normandie, um ein aus der Nordsee, wo es gemeinsam mit der englischen Flotte operirt hatte,

zurückgekehrtes Geschwader zu inspiziren. Auf der Fahrt dahin wurde u. A. auch in Falaise, der Hauptstadt des Arrondissements Calvados, Station gemacht und eine Parade über die dort stehende Nationalgarde abgehalten. Da der König und seine Begleiter sehr einfach und ohne großes Gefolge reisten, so mußten die zu derartigen Gelegenheiten erforderlichen Pferde erst durch den Hoffourier besorgt werden, was in dem zu jener Zeit noch revolutionär aufgewühlten Lande mitunter seine Schwierigkeiten hatte. In der Nähe von Falaise aber hatte kürzlich die berühmte Messe von Guibray stattgefunden, und es befand sich daher noch ein Circus im Orte, der während der Messe dort Vorstellungen gegeben hatte. Die Pferde desselben wurden nun von dem Hoffourier mit Beschlag belegt und für den König und sein Gefolge, zu dem u. A. auch die Marschälle Soult und Gerard gehörten, bestimmt. Die Herren waren nicht unangenehm überrascht, als sie am nächsten Morgen bei

der Parade statt der gewohnten Klepper oder Gendarmenpferde eine stattliche Reihe schöner, prächtig aufgezäumter Schimmel voranden. Sie stiegen in den Sattel, und die Parade begann. Als der König sich auf den rechten Flügel begab, fing die Musik an zu spielen, und nun geschah etwas, das kein Mensch erwartet hatte. Die stolzen Renner waren ohne Zweifel der Meinung, sie befänden sich in der Manège, und begannen daher jeder seine gewohnten Produktionen auszuführen. Der König, Soult und noch zwei Andere ritten Schulpferde, die sich sofort zu einer Quadrille vereinigten. Die Reiter zogen die Zügel an, und nun fielen die Pferde in die verschiedenen Gangarten der hohen Schule. Ein anderes Pferd machte Volten über Volten, kurz, es gab eine allgemeine Verwirrung zum großen Erstaunen der Truppen sowohl, wie der Zuschauer, die natürlich von dem Zusammenhange keine Ahnung hatten. Erst als der Hoffourier, dem endlich über den

Humoristisches.



Schon versehen.

Hochtapler (der sich von einem Herrn firtet sieht): Warum staunen Sie mich so an, wünschen Sie vielleicht eine Photographie von mir?
 Herr (Geheimpolizist): Danke, damit bin ich schon versehen (zieht eine dem Verbrecheralbum entnommene Photographie hervor).



Eine glückliche Braut.

Du scheinst ja von Deinem Bräutigam ganz entzückt zu sein!
 — Ach, ich sage Dir, so glücklich bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht verlobt gewesen!

Streich, den er angerichtet hatte, ein Licht aufging, die Musik aufhören ließ, gaben die Pferde sich endlich wieder zur Ruhe. Es dürfte jedenfalls das einzige Mal gewesen sein, daß ein König öffentlich eine Vorstellung in der höheren Reitkunst gab, und die Geschichte hat noch dazu den Vorzug, buchstäblich wahr zu sein, da der Sohn des Königs, der Prinz von Joinville, welcher der Parade ebenfalls beiwohnte, sie selbst in seinen Erinnerungen erzählt.

Ein merkwürdiges Testament. — Im Jahre 1698 hinterließ ein Engländer, Namens John Tullison, ein Testament des Inhalts, sein Vermögen solle 150 Jahre lang ruhen, Zinsen zu Zinsen geschlagen werden und dann an den zu dieser Zeit lebenden nächstberechtigten Nachkommen ausgezahlt werden. Der glückliche Erbe war im Jahre 1848 ein Knabe von acht Jahren, der die Summe von 12 Millionen Pfund Sterling oder über 240 Millionen Mark ausgezahlt erhielt, während sein Vater nicht gerade in den glänzendsten Vermögensumständen kurz vorher gestorben war. Ein Parlamentsbeschluß verbot übrigens die Wiederholung eines derartigen merkwürdigen Testamentes.

Wann soll man heirathen? — In einer Gesellschaft wurde Voltaire von einem Herrn gefragt, wann man eigentlich heirathen solle. „Das will ich Ihnen ganz genau sagen,“ erwiderte er schalkhaft, „und ich wünschte, Sie hielten sich daran: bis vierzig noch nicht, nach vierzig nicht mehr.“ [S. D.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 17:
 Schmeicheleien kommen öfters aus leerem Magen, als aus vollem Herzen.

Wechsel-Räthsel.

Früh Aulffenreißer	Als die rauhe Stimme
Heißt ein Bühnenheld;	Krächend dort erscholl,
Meistens ist er heiser,	Schrie und bliff im Grimme
Immer ohne Geld.	Kings das Volk wie toll.
Fern in Wilhelmshaven	Wie der Aeruße bebte!
An der blauen See	Was er schauernd sah,
Spielte er den Grafen	War das oft erlebte
Jüngst im Wort mit e.	Wie Wort mit a.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Buchstaben-Räthsel.

Weißt du, wie das Thierchen heißt,
 Dessen Pelz man höchlichst schätzt,
 Und das, wenn man ihm entreißt
 Einen Laut, die Rehe neht?

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösungen von Nr. 17:
 der dreißilbigen Charade: Feldmesser; des Einfah-Räthfels: Rose, Rosine.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung
 (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.